

## Wie sieht es im früheren Deutsch-Süd-West aus?

Um den Lesern einen Ueberblick über die gegenwärtigen Verhältnisse im früheren Deutsch-Süd-West-Afrika zu geben, muß ich Sie bitten, mir auf einer Reise durch das Land zu folgen.

Wir betreten Süd-Western Boden in Walfisch-Bucht. Vom Schiffe aus sehen wir bereits mehrere große Gebäude direkt am Hafen liegen. Es sind die Gebäude der Imperial Cold Storage, die sehr großen Tankanlagen der Shell Co., sowie die Büros der Woermann-Linie, Mann-George und anderer großer Firmen. Bei allen diesen Gebäuden vermissen wir die im allgemeinen damit verbundene Geschäftigkeit, welche man hier, im Eingangshafen eines großen Landes, ganz besonders erwarten sollte. Wenn kein großer Dampfer im Hafen liegt, ist Walfisch-Bucht heute vollkommen tot, und das ist der bestimmende Eindruck, den Sie auf der ganzen Reise nicht wieder los werden. Was aus einem schmutzigen Fischerdorf gemacht werden konnte, ist sicherlich geschehen, aber mitten in der Entwicklung zum Stillstand gekommen. Man vermißt das gewisse Etwas, die Geschäftigkeit, das Leben, und weiß sofort, hier sind keine Geschäfte zu machen.

Von dem kleinen Bahnhof aus fahren wir mit der Dräsiene, zwischen Wanderdünen und dem Meer nach Swakopmund, dem alten deutschen Hafen. Wenn wir nicht gerade in der Saison (Dezember-Januar) dort ankommen, welche in die Weihnachtsferien fällt, so sehen wir englische und deutsche Schüler, welche das Stadtbild beherrschen. Außer den Schulen, sind hier Regierungspensionate, getrennt für deutsche und englische Kinder, sowie auch zwei Pensionate des deutschen Schulvereins und einige kleine Privatpensionate. Wir hören von den Pensionsleitern, sowie auch von den Leitern der Schulen, daß die Kinderzahl stark zurückgegangen ist, da die Eltern der Kinder, wegen der Depression nicht mehr in der Lage sind, ihre Kinder nach hier zu schicken.

Auf unseren nun folgenden Gang durch die Straßen Swakopmunds unterhalten wir uns mit den verschiedenen Geschäftsleuten. Wenn Sie durch alle Geschäfte gegangen sind, ist Ihnen Xmal versichert worden, daß das Geschäft schlecht, sehr schlecht geht, und Sie müssen es auch schließlich zugeben; denn Sie haben in den Geschäften keinen Andrang von Käufern vorgefunden. Die Hotels sind leer, müssen aber unterhalten werden, für die Saison, die 4 oder höchstens 8 Wochen dauert. Die Müchternheit in Swakopmund, wie im ganzen Lande, ist ohne Geseß, nur als Folge der Depression chronisch amerikanisch geworden. Der Durst ist natürlich geblieben, muß aber, den Zeiten entsprechend, mit

Kaffee, Tee oder Aehnlichem betrogen werden. Die Straßen Swakopmunds sind mustergiltige Autostraßen (man bedenke, mitten in der Namib-Wüste). Es ist alles auf Aufschwung eingestellt, aber wann wird der kommen?

Abends spät gehen wir die Strandpromenade hinunter, um das herrliche Meerleuchten zu bewundern. Das kostet nichts, ist auch nicht versteuert, weshalb wir da auch trotz vorgerückter Stunde noch eine Menge Menschen antreffen. Die Brecher, große phosphoreszierende Schaumberge, rollen heran und zer-schellen am Strande in Milliarden von Funken. Unser Weg führt uns auch auf die alte Landungsbrücke, welche noch von der deutschen Regierung gebaut wurde. Vorne, am Ende, sehen wir viele Lichter. Beim Näherkommen erkennen wir Männer, Frauen und Kinder, Weiße, die mit einer oder mehr Leinen bei Licht fischen, und erhalten zur Antwort, daß dieses alles arbeitslose Familien seien, die hier in der Kälte die sogenannten Katt- oder Beamtenfische (großer Kopf und nichts dahinter), fangen, sie am Tage räuchern und verkaufen, und von dem kärglichen Verdienst ihr Leben zu fristen versuchen.

Früher, zur deutschen Zeit, wurde auf dieser Brücke Tag und Nacht der Fracht- und Passagierverkehr geregelt für die auf der Rhede liegenden Dampfer. Es roch nach Arbeit, Geld und Aufschwung, und heute - ?

Traurig wenden wir unsere Schritte unserem Hotel zu. Die Straßenbeleuchtung und die Einwohner sind schon ins Bett gegangen, vom Kirchturm schlägt die zwölfte Stunde. Swakopmund schläft ermattet vom vielen Nachdenken über Mittel und Wege, das Geschäftsleben wieder zu heben. Das Lächeln, welches während des sorgenvollen Tages auf den meisten Gesichtern erstorben war, findet sich nur noch im Schlaf ein, wenn man von den alten, den guten Zeiten und einer besseren Zukunft träumt. Unter unserm Zimmerfenster geht ein Verspäteter vorbei und pfeift in die nebelige Nacht hinein „ach du lieber Augustin, alles ist hin.“ Vielleicht soll er morgen früh einen Wechsel bezahlen und kehrt so spät nach fruchtloser Geldsuche in seine Wohnung zurück, die ihm vielleicht morgen schon nicht mehr gehört. Am nächsten Morgen nehmen wir uns ein Auto und fahren die Namib-Wüste hinein auf dem Wege nach Usakos. Auf der Fahrt kommen wir an den am Swakop-Revier gelegenen Heimstätten der Swakopfarmer vorbei. Diese Heimstätten produzierten noch vor etwa einem Jahre das Gemüse für die Minen, Städte des Inlandes und die Diamantfelder tonnenweise. Nachdem nun alle Minen des Landes, bis auf einige jämmerliche Reste, zugemacht worden sind, kann der Farmer das Gemüse, was er heute noch verkaufen kann, auf einigen Quadratmetern bauen und muß von der Erinnerung und den Ersparnissen (wenn er welche hat) leben. Viel Gemüse wird heute noch von den Farmern des Swakop an Arbeitslose und andere Bedürftige kostenlos abgegeben - wahrlich eine großzügige Hilfe, wo es den Leuten heute selbst so schlecht geht.

Von dem Swakopmunder Nebel haben wir endlich Abschied genommen. Hier brennt die Sonne vom Himmel, wir sind inzwischen weit in die Wüste hineingefahren. Vor uns auf der Bad (Landstraße) sehen wir eine Gruppe Menschen bei der Arbeit mit Pickel und Schaufel. Beim Näherkommen erkennen wir, daß es Weiße sind, sie haben aber keine Sträflingsuniform an, aber ein Aufseher ist dabei. Wir erkundigen uns, wer sie seien, und erfahren, daß es Arbeitslose sind, die das Mitleid (?) der Regierung hier täglich für 3. — bei harter Arbeit in der Wüste schmoren läßt. Ein Eingeborener reitet hoch zu Ross vorbei und freut sich, wie der neue Herr des Landes das Prestige der weißen Rasse selbst untergräbt, — wir Deutschen konnten ja nicht kolonisieren.

Auf unserem Wege bis Usakos, dem Eisenbahnknotenpunkt nach Norden und Süden, begegnen wir noch vielen Autos aus allen Gegenden des Landes. Es sind aber keine Vergnügungsreisenden darunter, sondern entweder Frachtautos, die Proviant und Benzin direkt von Swakopmund, an der Eisenbahn entlang(!), nach Farmen oder Orten des Inlandes bringen, da — der Transport mit dem Auto, trotz der hohen Betriebsunkosten eines Autos hier im Lande, immer noch billiger ist als die Eisenbahnfracht.

Usakos war früher der Umladeplatz für die ganze Kupferausbeute der Tsumebmine, sowie für das Vanadium von Bobos und den anderen englischen Minen des Nordens. Ferner war in Usakos eine Eisenbahnhauptwerkstätte. Zu diesen Betrieben gehörten eine recht erhebliche Anzahl von Weißen und Eingeborenen. Die Kaufleute, Schlachter, Bäcker, die Hotels etc., hatten alle gut zu tun, die Stadt hatte sich in den letzten Jahren sehr gut entwickelt. Und heute? — Die Minen im Norden sind alle stillgelegt. Die Züge verkehren noch zweimal in der Woche. Das Werkstättenpersonal ist zum großen Teil abgebaut, ebenso die Beamten der Eisenbahn und die dazu gehörigen Eingeborenen. Der Verkehr ist ganz zusammen geschmolzen, und aus dem früher geschäftigen, aufblühenden Ort ist ein Platz geworden, in dem der eine vom andern lebt oder besser gesagt vegetiert. Auch hier hat die Depression ganze Arbeit geleistet, — der Ort ist so gut wie tot.

Der nächste Ort, an dem wir kurzen Aufenthalt nehmen, ist Karibib. Karibib war vor dem Kriege ein großes Farmzentrum mit gutgehenden Geschäften alteingesessener Firmen, Marmorbrüchen, Zinn- und Guanominen, Eisenbahnwerkstätten, aller Arten Büros etc. Es ließ sich dort gut leben und arbeiten, jeder hatte Geld. Und heute? — Die gutgehenden Geschäfte der alteingesessenen Firmen sind im Konkurs oder Liquidation. Die Marmorbrüche arbeiten nicht mehr, nur noch Grabsteine werden dort gemacht, und das ist sehr wichtig. Wenn jede begrabene Hoffnung auch einen Grabstein bekäme, würde das der einzige sich rentierende Betrieb sein und müßte wohl sogar mit Ueberstunden arbeiten. Die Zinn- und Guanominen sind auch ge-

geschlossen, da der Marktpreis für beides den Abbau nicht mehr lohnt. Die Eisenbahnwerkstätten sind heute noch so groß wie eine kleine Klemmerei, und die Büros sind auch schon lange verschwunden. Karibib ist auch hoffnungslos tot. Wir fahren kopfschüttelnd weiter. —

Unser Weg führt uns durch bergiges Gelände über Farmen, die schon erledigt sind, und andere, die sich gerade noch halten können. Die Farmer, die sich jetzt noch halten, fragen sich, mit dem Blick zu dem wolkenlosen Himmel (es ist jetzt Regenzeit): wie lange noch? Einzelne Farmer haben schon mit ihren Viehherden die Farmen verlassen, da kein Gras mehr vorhanden ist, und das Wasser in den Brunnen beginnt zu versiegen. Ein Farmer erzählt uns, daß im Dezember 1931, 25 Liter Sahne noch im Durchschnitt 19 Schilling brachten, dagegen heute noch 10 bis 11 Schilling, so daß die auf Milchleistung eingestellten Betriebe in diesem Sahnepreis keinen Ausgleich für ihre Generalunkosten finden. Sie stehen daher ratlos vor der Frage, wie sie irgendwelche Zinsverpflichtungen aufbringen und ihren Kaufleuten und Banken gerecht werden sollen.

Der Kühler, der bei unserer Ankunft, in der glühenden Hitze angefangen hatte zu kochen, war mit kaltem Wasser aufgefüllt worden, und nun ging es weiter auf dem Wege nach Windhuk über Okahandja. Dieser Platz war vor dem Kriege das Zentrum des besten Farmbezirkes des mittleren Hererolandes. Nach allen Richtungen hin kam man früher durch blühende Großfarmen, in welche Hunderttausende von Deutschland nach hier eingeführte Mark investiert waren. Tausende von Eingeborenen fanden hier lohnende Arbeit. Hier war noch hochgezüchtetes Vieh aller Rassen auf den Farmen zu sehen und schöne saubere Gebäude. Es war eine Freude durch den Bezirk zu fahren und zu sehen, zu welchem Wohlstand sich dieser Landesteil aufgeschwungen hatte. Der Ort blühte nicht minder. In den Straßen, den Stores und den Hotels wimmelte es von Menschen, die von den Farmen gekommen waren, um hier ihre Einkäufe zu machen.

Und heute? — Die Bewohner des Ortes leben mehr oder weniger voneinander. Die gut gehende Molkerei mußte dem Druck der großkapitalistischen Molkereien nachgeben und wurde geschlossen. Die Farmer müssen nun ihre Sahne nach Omaruru oder Windhuk zu den Molkereien schicken, und was das bei den Entfernungen und ohne Kühlwagen der Eisenbahn für den Preis bedeutet, kann man sich ungefähr denken.

Die alten gut gehenden Farmen wurden ein Opfer der Nachkriegszeit und der Depression. Die Farmen sind in den Händen der Landbank oder mehrerer Banken und Gläubiger, die aber noch nichts Rechtes mit den Farmen, die in guter Zeit großzügig mit viel Kapital aufgebaut und bewirtschaftet wurden, anzufangen wissen, da in diesen Zeiten kein Mensch die auf den Farmen ruhenden Hypotheken verzinsen kann, und so ist ein Teil der einst

blühenden Farmen sogar unbewohnt und bietet den Anblick — des Verfalls.

Die Eingeborenen, welche früher auf den blühenden Farmen beschäftigt waren, wohnen mit z. T. rechtlich und zum anderen Teil unrechtmäßig erworbenen Vieh in dem Reservat Ovitoto bei Okahandja und kommen als kleine Konsumenten für die Stores in Okahandja in Frage.

Ein wichtiger Faktor in der Nähe von Okahandja sind die Heimstätten in Osona, auf denen Tabak, Kartoffeln und alle Sorten Gemüse mit Aufwand von viel Fleiß angebaut und geerntet werden. Die Preise dieser Produkte, wegen der Konkurrenz aus Südafrika, sind aber derartig gering, daß diese Kleiniedler grade noch bestehen können.

Bei unserem Rundgang durch den Ort sehen wir den Forstgarten und die Tabakversuchsstation, beides außer Betrieb. —

Wir fahren nun weiter auf der gut von den „Arbeitslosen“ in Ordnung gehaltenen Pad nach Windhuk. Auf der Pad sehen wir wieder arme Weiße mit der Pickaxe und Schaufel arbeiten, ein Menschenmaterial, welches nach Herkommen und Bildung wahrlich ein besseres Los verdient hätte. Viele von ihnen haben auf eigener Scholle gegessen, heute haben sie das Kriegserbe angetreten. —

Bevor wir nach Windhuk hineinfahren, berühren wir auf unserem Wege noch einige Farmen, auf denen in der Hauptsache Karakulzucht getrieben wird. Die Farmer, welche zur rechten Zeit ihre Betriebe auf Produktion der wertvollen Persianerfellchen umgestellt hatten, haben auch heute immer noch eine gute Einnahme und sind wohl die einzigsten, welche durch diese schwere Zeit durchhalten werden, falls der Betrieb nicht schon vor der Umstellung hoffnungslos verschuldet war. Vor uns sehen wir nun die Landeshauptstadt Windhuk liegen. Die Stadt macht einen herrlichen Eindruck mit ihren grünen Bergen. Hübsche Villengrundstücke ziehen sich wie ein Kranz um die Stadt herum. Alles überragend sehen wir ein mächtiges Gebäude, welches kurz vor Ausbruch des Krieges von der deutschen Regierung erbaut wurde, „der Tintenpalast“, von wo aus dieses unglückliche Land noch unglücklicher regiert wird. Auf den Straßen Windhuks herrscht Leben. Wir sehen hier großstädtische Geschäfte und Hotels. Prachtvolle Gartenanlagen zieren, wo immer nur die Bodengestalt es erlaubt, das Stadtbild. Seit 1914 ist wenig gebaut worden, und dann auch das Meiste von deutschen Firmen.

Nachdem wir uns in unserem Hotel vom Staube der Pad gereinigt haben, geht es zum Abendessen. Nach dem Essen sitzen wir noch lange auf der Veranda mit einigen alten Windhukern und lassen uns von ihnen erzählen. Wir hören, daß all der äußere Glanz nur scheinbar ist, daß ein großer Teil der Bewohner aller Stände schwer verschuldet ist, daß nach außen hin noch manch einer Wohlhabenheit vortäuscht, während in der Stille der Häuslichkeit sehr sparsam gelebt wird, um überhaupt durchzu-

kommen. Ein Konkurs folgt dem anderen, und fast täglich werden Grundstücke, Hauseinrichtungen, ganze Geschäfte und Farmen, ohne Unterschied der Nationalität des Besitzers, versteigert! Bei jeder Versteigerung werden so viele Waren, Grundstücke etc. verschleudert, daß der regelrechte Handel der noch gefunden Kaufleute ganz enorm auf lange Zeit darunter leidet. Das Elend ist hier ebenso groß wie in den anderen Teilen des Landes, nur daß es hier noch eine hübsche Maske trägt. — Die großen Auto-geschäfte müssen nach einem Jahre beinahe den größten Teil der auf Abzahlung verkauften Wagen wieder zurücknehmen, da die Käufer mit den Ratenzahlungen im Rückstand blieben.

An unserem Tische saßen verschiedene Farmer aus allen Teilen des Landes. Ein Herr aus Keetmanshoop erzählte uns von der großen Dürre im Süden des Landes. Ungefähr 80 Meilen von Keetmanshoop liegt eine Farm Naute mit einem Staudamm, der rund 750000 cbm Wasser faßt, wenn er voll ist. In guten Jahren ist der Damm voll von allen möglichen Sorten von Fischen. Durch die langen Trockenjahre ist das Wasser in diesem Damm bis auf kleine Pfützen eingetrocknet und ist verpestet von den toten Fischen. Wild und andere Tiere, welche von dem Wasser saufen, gehen ein, die ganze Gegend stinkt nach Aas. Die paar dort wohnenden Menschen versuchen ihr Möglichstes, mit Feuer des Gestankes und der Gefahr für die anderen Tiere und die Gesundheit der Menschen Herr zu werden oder die Farm zu verlassen.

Wohin wir blicken, wohin wir hören: Elend, nichts wie Elend. Ein anderer Herr, der vom Auob kam, erzählte uns von den Zuständen in seinem Bezirk. Er erwähnte, daß infolge des großen Bargeldmangels in Gibeon auf einer Nachlaßversteigerung das Folgende möglich war. Hier brachten 100 Schlachtziegen (Kapater) im Alter von  $2\frac{1}{2}$  bis 4 Jahren den Preis von £ 5.—, auch hundert ausgewachsene Mutterziegen brachten zusammen nicht mehr als £ 5.—, und zwei Kühe mit einem Kalb brachten zusammen den erbärmlichen Preis von nur 13 Schilling.

Eine im äußersten Süden gelegene Farm mit einer Ausdehnung von 40000 ha brachte auf einer kürzlichen Versteigerung £ 250. Die Landbank hat auf dieser Farm eine Hypothek in Höhe von £ 2030/11/3 stehen, hat aber die Farm nun für den Versteigerungswert übernommen, so daß der unglückliche Farmer, trotzdem die Bank doch nun die ganze Farm hat, der Bank noch die Differenz von £ 1780/11/3 schuldet.

Ein Farmer aus der Gegend von Steinhausen im Bezirk Gobabis erzählte, wie der Regen dort sehr strichweise gefallen sei. Auf vielen Farmen sei das Gras von der heißen Sonne verbrannt und nur die Giftpflanzen seien grün geblieben. Die Viehverluste seien ganz enorm. Durch das Fressen der Giftpflanzen sind auf einer Farm die Hälfte der Milchkühe eingegangen und weitere 200 Rinder vom Trockenvieh.

Während der zwei Tage unseres Aufenthaltes in der Landeshauptstadt hörten wir von Vertretern aus den verschiedensten Gegenden des Landes von so viel Elend und Not, daß wir froh waren, als uns unser Auto zurück über Usakos nach dem Norden des Landes brachte. Auf unserem Wege kommen wir durch das reizende Städtchen Omaruru, die Stadt der Rosen und Veilchen, Apfelsinen, Zitronen und Weintrauben. An dem Omaruru-Fluß ziehen sich herrliche Gärten entlang, welche mit Fleiß und großem Kostenaufwand gepflegt werden. Es ist eine richtige Gartenstadt, und ist im Hererokriege ein viel umkämpfter Platz gewesen. Rund um Omaruru liegen viele wertvolle Heimstätten. Den Besitzern geht es aber hier ebenso wie denen in Osona, sie können ihre Produkte nicht absetzen, weswegen die Plätze natürlich nicht voll bebaut werden. Die Storeleute erzählen uns auch hier, daß das Geschäft sehr flau ist, daß alte Kredite heute in den schlechten Zeiten nicht einzutreiben sind, und sie daher ihre Lager nicht, oder nur schwach, wieder auffüllen können. Auf unserer Weiterfahrt über die Farmen des Bezirkes sehen wir, daß der Regen sehr strichweise gefallen ist. Das Milchvieh wird aus Not, da heute die Sahne die einzige Einnahmequelle ist, stark ausgemolken. Die Muttertiere sehen schlecht aus, da das Gras schlecht ist, und die armen Kälber, welche notgedrungen um ihre Milch betrogen werden, sehen nicht so aus, als ob sie später einmal gute Muttertiere oder Ochsen würden. So wird sich die jetzige schlechte Zeit noch auf lange Jahre hinaus bei den Viehbeständen und bei den in diesen Zeiten groß gewordenen Kindern auswirken. Auf gut gehaltener Padd, welche hier und da von Sandflüssen gekreuzt wird, sind wir nach Kalkfeld (dem früheren „Okowakowatschiwi“) gekommen. Vor der Depression war Kalkfeld ein schnell aufblühender Farmbezirk. Ein rühriger Deutscher hatte dort aus eigenen Mitteln eine Molkerei gebaut, und den Farmern dadurch geholfen, ihre Sahne im eigenen Bezirk zu verkaufen, während sie vorher die Sahne bis nach Omaruru, Okahandja oder gar Windhuk schicken mußten. Auch diese Molkerei mußte unter dem Druck des Großkapitals und der Gleichgültigkeit der Regierung geschlossen werden. Dadurch, daß heute fast die ganzen Molkereien im Lande in der Hand des Großkapitals sind, bekommt der Farmer nur noch einen ganz geringen Preis für die Sahne, da ja außerdem naturgemäß das Produkt stark unter den weiten Transporten nach den „Sahnezentren“ leidet. Auf unserm Wege über die Farmen sehen wir versiegende Brunnen, vertrocknendes Gras und Farmer, welche mit ihrem Vieh bereits fortziehen müssen, um bessere Weidegründe zu suchen. Die meisten Farmen sind in den Händen der Landbank. Sie können heute nicht mehr die Zinsen für die Hypotheken aufbringen, da die Regenzeiten schlecht gewesen sind, die Preise niedrig durch die Konkurrenz des Mandatars Süd-Afrika und die Nachwirkungen des Krieges mit seinen ungenügenden Kriegsentschädigungen.

Und weiter, immer weiter nach Norden treibt es uns, da

wir gehört haben, daß dort Frau Sorge kein Hausrecht hat. Der erste Ort, den wir jetzt erreichen, ist Otjiwarongo. Dieser Platz hat trotz Depression und den schlechten Zeiten einen fabelhaften Aufschwung genommen. Das liegt wohl daran, daß dieser Bezirk bisher am wenigsten besiedelt war und erst vor einigen Jahren mit Farmern aus der Union überschwemmt wurde. Als ich vor 25 Jahren zum ersten Male nach Otjiwarongo kam, bestand der „Ort“ aus zwei Wellblechhotels und Stores sowie einem großen Proviantzelt der 10. Komp. in Okanjande. Heute ist Otjiwarongo zu einem hübschen Städtchen ausgebaut worden mit guten Hotels, Läden, Büros usw. Man merkt hier noch das nach dem Kriege in den Bezirk gekommene Geld und fragt sich, wie lange wird dieser gesegnete Einfluß noch andauern, wenn die Zeiten nicht selbst besser werden. Denn diese Neusiedler wollen auch nicht nur kaufen, sondern auch verkaufen, und das gibt es eben heute nicht mehr. Kaufen kann man alles, aber nichts verkaufen. Otjiwarongo hat viel Betrieb, Verkehr und Absatz für die Farmer des Bezirkes durch das Schließen der Minen des Nordens verloren. Der große Niedergang wird auch an diesem Orte nicht spurlos vorübergehen, nur daß er hier etwas später einsetzt und sich auswirken wird. Mit Otjiwarongo ist Outjo durch die Eisenbahn verbunden. Wie uns ein Herr von dort erzählte, leidet Outjo unter derselben Krankheit wie alle anderen Bezirke. Outjo ist reiner Farmbezirk. Die Weide ist dort auch nur Strichweise gut, und lohnenden Absatz hat dieser Bezirk eben-  
sowenig, wie das übrige Land.

Die ersten Lichtblicke auf unserer Fahrt erhalten wir in der Höhe des Otaviales. Hier hat es z. Teil recht gut geregnet. Wir sehen gut stehende Mais- und Kornfelder, sowie Tabak, Luzerne, Kaffernkorn und Obstgärten. Die Viehweide ist überall, wo wir durchkommen, grün und voll, das Vieh sieht gut aus. Die Farmer mit ihren Eingeborenen und ihrem Vieh können hier wenigstens leben, da alles hierzu auf der Farm selbst gebaut und gezogen wird. Wenn in diesem Jahre, so erzählt uns ein Farmer, die Felder, welche jetzt prächtig stehen, von den bereits gemeldeten Heuschrecken verschont bleiben, dann werden Tausende von Zentnern Mais, Kartoffeln, Kaffernkorn usw. geerntet werden. Es ist auch hier, wie bisher überall im Lande festzustellen, ein großes Aber bei allen erhofften Erfolgen.

Durch herrliche grüne Gegenden, die Baumarten haben sich inzwischen geändert, geht es immer in der Nähe der Otavi-Bahn entlang nach Tsumeb. Himmelhohe Schornsteine, Fördertürme, Aufbereitungsanlagen, Werkstätten und Büros lassen uns auf den ersten Blick erkennen, daß wir uns einem ausgesprochenen Minenort nähern. Noch vor garnicht so langer Zeit, als die Mine voll arbeitete, wohnten hier Tausende von Menschen, Weiße und Schwarze. Die Hotels, die Kaufleute hatten alle Hände voll zu tun, um die verlangten Waren zu verabfolgen, die Gäste unterzubringen und das Geld zu kassieren. Es lag ein Brummen,

ein Pfauchen, ein Hämmern und das Knallen von Sprengungen in der Luft, daß man hätte jauchzen mögen über so viel Leben, Aufschwung und Arbeit. Die Häusermieten waren bis ins märchenhafte gestiegen, da man nicht so schnell mit dem Bauen neuer Häuser dem Bevölkerungszuwachs hatte folgen können. Tsumeb kaufte, kaufte, und war das Absatzzentrum für das ganze Land.

Und heute? — Die Mine ist geschlossen. Tausende von Menschen sind entlassen, die Musik der Arbeit ist verstummt. — Die Auswirkungen des Schließens einer Mine hat das ganze Land wie ein Schlag getroffen. Erst jetzt merkt jedermann so richtig, was Tsumeb als Großabnehmer für Süd-West bedeutet hat, sowie auch als Arbeitgeber. In Tsumeb selbst sieht es traurig aus. Das Geschäft steht still. Tsumeb entvölkert sich allmählich. Wie weit der Wert der Gebäude fällt, beweist, daß hier zwei gut erhaltene Gebäude für £ 32 den Besitzer wechselten.

Dieses Land ist so reich an Naturschätzen und so dankbar für alle ihm gewidmete Pflege, und was ist aus diesem Lande gemacht worden?

Zu allen übrigen Nackenschlägen, welche diesem Lande versetzt worden sind, ist nun noch ein neuer gekommen. Wir lesen da am besten nach, was „Das Volksblatt“, welches zusammen mit der „Allgemeinen Zeitung“ erscheint, unter dem 14. Januar sagt:

„Zu all der Not, die das Schutzgebiet der Art und Weise verdankt, wie die südafrikanische Union die Mandatsverwaltung handhabt, ist nun noch ein neuer Nackenschlag gekommen: Allen ihren feierlichen Befehrerungen, sie werde eher zurücktreten als an der Goldwährung rütteln lassen, zum Trotz hat die Unionsregierung über Nacht die Goldwährung preisgegeben“ . . . . . und dann weiter: „Nicht verfehlen wollen wir aber, vor aller Welt auf diese neue Segnung hinzuweisen, die die Verwaltung Südwests als „intregaler“ Teil der Union unserem Lande, dem durch die Folgen dieser Verwaltung ohnehin schon so schwer geprüften, beschert hat.“

Wir verlassen nun das Auto, und fahren mit dem Zuge über Usakos zurück nach Walfisch-Bay. Hier nehmen wir eine Fahrkarte nach Lüderitzbucht, um uns eine andere Quelle des Südwestler Reichtums anzusehen. Wir lassen uns hier an Ort und Stelle erzählen, daß vor dem Kriege die deutsche Regierung durch die Einkünfte aus den reichen Diamantfeldern rund um Lüderitzbucht den Etat Süd-Wests ausglich. Die Minen um Lüderitzbucht gaben Tausenden von Weißen und Eingeborenen auskömmlichen Lebensunterhalt und waren ein anderer Großabnehmer für alle Arten von Landesprodukten. Die Stadt Lüderitzbucht war am Rande der Wüste mit großen Kosten aufgebaut. Riesige Anlagen sehen wir auf den Feldern in Elisabethbucht, Komannskuppe usw. in denen die Diamanten ausgesiebt und sortiert wurden, Anlagen, die Millionen gekostet haben. Man sieht an allem, daß hier nicht mit Geld gepart wurde, es war ja auch da, man brauchte es nur aus dem Sande herauszuholen. Aber heute? — Die Weißen und Eingeborenen sind entlassen. Alle Betriebe, bis auf Oranjemund, sind durch einen Federstrich der großen Diamant-Magnaten still gelegt worden. Eine Tagesförderung von den

Feldern würde genügen, auf lange Zeit hinaus allen Arbeitslosen des Landes über die schwere Zeit hinwegzuhelfen, aber die Schätze dieses reichen Landes kommen ja nicht den Landeskindern zugute, sondern einigen wenigen Magnaten, die, nachdem sie dieses Volksvermögen in ihre Hände gebracht haben, die, denen die Nutznießung nach dem Naturgesetz zustände, auf der Straße verhungern lassen, oder ihnen, aus Gnade und Barmherzigkeit?, Picke und Schaufel in die Hand drücken. Die Erstgeburt der Landeskinder ist heute noch nicht einmal das sprichwörtliche Linsengericht wert. Und die Regierung ist so schwach, daß sie nicht mit einem Federstrich die Eigentümer der Diamantfelder zwingt, die Förderung wieder aufzunehmen, oder daß sie auf Kosten der Eigentümer die Förderung betreiben läßt.

Hoffentlich hat Sie, lieber Leser, die Reise nicht zu sehr ermüdet. Wenn sie den Erfolg gehabt hat, daß Sie sich sagen und es weitersagen, daß wir diese reiche aber heruntergewirtschaftete Kolonie wieder unter unseren eigenen Einfluß bringen müssen, damit das deutsche Blut, welches hier in mehreren Kriegen für dieses Land vergossen wurde, sowie alle hier im Lande verbrauchte deutsche Energie und Kapital, nicht umsonst hergegeben wurden, und unsere Kinder nicht um ihr Erbe betrogen werden, dann hat die Reise den Segen gebracht, den sie bringen sollte.

S w a k o p m u n d , im früheren Deutsch-Süd-West-Afrika

im Februar 1933.

O. K a r l o w a.



Wilhelmshof.